

hindurch ähnlichen Mustern folgen. Einige solche Grundentscheidungen innerhalb der religiösen Diskussion sind zweifellos das Ja oder Nein zur Existenz Gottes, die Entscheidung für das Eigen- oder für das Allgemeininteresse, das Vertrauen auf die Eigenmächtigkeit des Menschen oder die Überzeugung von der menschlichen Ohnmacht.

Die Einsicht, daß der Sprachgebrauch nicht autonom ist, sondern von solchen „Vorurteilen“ geleitet ist, öffnet zahlreiche Möglichkeiten eines Dialogs zwischen analytischer und hermeneutischer Religionsphilosophie. Die Sprache ist der methodische Leitfaden, die Klarheit die logische Bedingung und die Lebensweltanalyse das phänomenologische Fundament religionsphilosophischer Einsichten.

Parmenides.

Ein einfacherer Anfang von Ontologie und Metaphysik?

Von Albrecht LOCHER (Tübingen)

„Es ist nicht überflüssig, immer aufs neue ganz von vorne anzufangen“, schrieb vor zwanzig Jahren die „Realontologin“ *Hedwig Conrad-Martius*¹ im Eingang einer Sammlung ontologischer Untersuchungen. Der Satz läßt sich als Verfahrensgrundsatz auch sehr wohl über die philologisch-philosophische Beschäftigung mit den Fragmenten des Parmenides setzen, mit denen der spekulative Umgang mit dem Begriff Sein seinen Anfang nimmt. Ein Neubeginn von vorne liegt im Fall Parmenides um so näher, als, wie es in einer der neuesten Spezialuntersuchungen heißt, hier ein „Interpretationschaos“² herrscht, so daß in der Parmenides-Frage „nicht nur Einzelheiten kontrovers“ sind, „sondern fast alle Grundannahmen“.³

Nun gibt es beim Versuch, eine wie auch immer geartete frühere Einfachheit zu rekonstruieren, das Problem, daß gerade deren Darstellung durch inzwischen verfeinerte Begriffe kompliziert ist. Mag einem Einzelnen eine solche Rekonstruktion intuitiv gelingen; in dem Augenblick spätestens, wo er sie beschreiben soll, steht ihm sein differenzierteres Begriffsinstrumentarium hindernd im Wege. Die Dialektik der wissenschaftlichen Diskussion bringt es darüber hinaus noch mit sich, daß die eine Überdifferenzierung die andere provoziert. So sind die Ursachen für das von *J. Kłowski* angesprochene „Interpretationschaos“ unschwer zu ahnen.

Worüber trotzdem Einigkeit besteht, ist rasch referiert:⁴ Die erhaltenen 19 Fragmente lassen ein in Hexametern verfaßtes Gedicht erkennen, das mit einer Auffahrt des Dichter-Philosophen zur Göttin (ΔΙΚΕ?) beginnt (frg. 1), dann Belehrungen durch die Göttin über das wahre Sein enthält (frg. 2-8, 49). Mit 8, 50 beginnt der sogenannte Doxa-Teil, d. h. die Göttin schließt ihre Belehrung über das Sein ab mit folgenden Worten: „Damit beschließe

¹ Das Sein (München 1957) 15.

² J. Kłowski, Parmenides' Grundlegung seiner Seinslehre B 2-7 (Diels-Kranz), in: Rhein. Mus. f. Philologie NF 120 (1977) 97.

³ Ebd.

⁴ Als Einführung in die kontroverse Literatur dazu kann außer dem eingangs genannten Aufsatz von J. Kłowski und der kommentierten Ausgabe von Tarán (Princeton 1965) dienen: Parmenides, Die Anfänge der Ontologie, Logik und Naturwissenschaft. Die Fragmente hg., übers. und erl. von E. Heitsch (München 1974). Allerdings stimmt der Verfasser der Gesamtdeutung Heitschs nicht zu.

ich für dich mein verlässliches Reden und Denken über die Wahrheit. Aber von hier ab lerne die menschlichen Schein-Meinungen kennen, indem du meiner Worte trügliche Ordnung hörst.“⁵ Es folgt eine Kosmologie (8, 50-19), die immerhin so detailliert gewesen sein muß, daß sie bis zum Problem der Entstehung von Doppelgeschlechtigkeit reichte. Die philosophische und philologische Diskussion entzündete sich immer wieder an den Fragen, wie sich diese beiden Teile zueinander verhalten, warum einer offen als „trügliche Ordnung“ bezeichneten kosmologischen Darlegung solcher Raum gegeben wird, ob Parmenides das Sein materiell gedacht hat, also als Materialist zu gelten hat, oder ob er es als immateriell betrachtet hat, also den Idealisten zugerechnet werden muß. Zu dieser Diskussion soll hier eine Hypothese beigesteuert werden, die auf eine einfachere Erklärungsmöglichkeit abzielt. Da eine Gesamtdarstellung unvertretbar großen Umfangs sein müßte, sei diese Hypothese auf einen, allerdings zentralen, Punkt in den Fragmenten bezogen: auf die „subjektlose“ Aussage ἔστιν, die mehrmals (mit und ohne Verneinung) wiederkehrt (2, 2; 2, 5; 8, 1; 8, 9; 8, 16; vielleicht auch 8, 34). Die meistdiskutierte Frage dazu lautet: Was ist zu ἔστιν als Subjekt zu ergänzen?⁶ Angemessener wäre hier jedoch, zu fragen: Welche Voraussetzungen mußten gegeben sein, daß ἔστιν für Parmenides eine vollständige Aussage sein konnte? Da die klare Antwort, die *P. Shorey*⁷ bereits im Jahr 1900 gegeben hat, von der Forschung immer wieder übersehen worden ist, scheint es nicht unnötig, darauf hinzuweisen, daß das Griechische als eine Sprache, die Verbalflexion *ohne* Pronomina bestreitet, eben eine vollständige Aussage ermöglicht, die ein Subjekt *einschließt*, ohne es zu nennen.⁸

Im Grunde hat schon *H. Fränkel* die unüberschreitbaren Grenzen abgesteckt, die der philosophisch-philologischen Deutung gezogen sind. Er zählt die drei Verwendungen der Aussage ἔστιν auf, die dem Parmenides vertraut gewesen sein können:⁹ 1) Unbetont als Kopula, 2) betont in der Bedeutung „existiert“, 3) betont, mit Infinitiv oder ὄπως, im Sinne von „(es) ist möglich (zulässig) daß –“.

Es mag genügen, festzuhalten, daß alle drei Verwendungen des Wortes als Grundgedanken Dasein, Vorhandensein, Tatsächlichsein im umfassendsten Sinn voraussetzen. Weiter (zurück!) gehende Spekulationen geben für Parmenides nichts her.¹⁰

Eine andere Frage ist die Rekonstruktion des Sinns der Aussage ἔστιν mit deutschen

⁵ Übersetzung nach Diels-Kranz.

⁶ Am übersichtlichsten referiert wird diese Diskussion in Parmenides. A Text with Translation, Commentary, and Critical Essays by Leonardo Tarán (Princeton 1965) 32-40 und Karl Bormann, Parmenides. Untersuchungen zu den Fragmenten (Hamburg 1971) 90-96.

⁷ In der Rezension von A. Patin, Parmenides im Kampfe gegen Heraklit (= Jahrb. f. class. Philologie, Suppl. 25) (1899), in: American Journal of Philology 21 (1900) 200-216.

⁸ Von den modernen Auslegern (abgesehen von dem kryptischen „ist ist“ von Diels-Kranz) hat zuerst Tarán (a. a. O. passim) mit der Wiedergabe durch „exists“ die Gefahr vermieden, eine zweigliedrige Aussage anzunehmen und an einen logischen Modellsatz denken zu lassen. Am überzeugendsten zur Stelle: J. Owens, The Physical World of Parmenides. Essays in Honour of A. Ch. Pegis (Toronto 1974) 386: „... the pronoun might well be put in parentheses as a reminder that no pronoun was expressed in Parmenides' Greek. The first way, presented in this cryptic fashion, is simply 'that (it) is'. The only explanations given are that (for it) not to be is not possible, and that this is the road of conviction because it follows on or accompanies truth. Being, in a word, includes its own necessity, and is the stable ground of truth.“ Abwegig neuerdings J. Barnes, Parmenides and the Eleatic One, in: Arch. f. Gesch. d. Philos. 61 (1979) 19; B. nimmt als Subjekt des ἔστιν „something“ an, das zuvor Objekt der beiden Forschungswege sein soll.

⁹ Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums (Frankfurt a. M. 1951) 457 Anm. 9.

¹⁰ Das gilt auch für Ch. H. Kahn, The Verb „Be“ in Ancient Greek (Dordrecht/Boston 1973) und die ausführliche Rezension von J. Kłowski, in: Gnomon 47 (1975) 737-746.

Ausdrucksmitteln. Das ist nicht ohne Künstlichkeit und Gewaltamkeit möglich. Der Rückgriff auf unpersönliche Ausdrücke, wie „es regnet“ (Fränkel, a. a. O.) genügt nämlich nicht. Um etwas dem parmenideischen ἔστιν Entsprechendes zu finden, muß man m. E. zu einer davon verschiedenen Satzform greifen. „Es zwitschert eine Lerche im Kamin“, „Es steht eine Mühle im Schwarzwälder Tal“ – diese Sätze versehen nicht Subjekte mit einem Prädikat, sondern sie sprechen die Tatsächlichkeit eines Subjekt und Prädikat umfassenden Sachverhaltes oder Geschehens aus. Kurz, sie sind als Konstitutions-, nicht als Prädikations-sätze zu bezeichnen.¹¹ Es macht nun zweifellos Mühe, sich die Aussage „Es ist“ als Konstitutionssatz dieser Art vorzustellen, und es ist auch wenig hilfreich, sich ἔστιν einfach als absolut umfassendsten eingliedrigem Konstitutionssatz zu denken. Denn, mag sich dadurch auch die grammatikalische Frage nach dem „zu ergänzenden“ Subjekt erledigt haben, offen bleibt, was man sich als Inhalt der Aussage vorstellen kann. „Was Parmenides genau vor Augen hatte, ist“, wie A. Graeser jüngst verdienstvoller Weise wieder festgestellt hat, nach wie vor „unklar“.¹²

So ist denn zu fragen, was Parmenides „vor Augen hatte“, wenn er sagte ἔστιν. ἔστιν ist bisher ohne Akzent gedruckt erschienen. Das geschah, um die Betonungsfrage nicht zu präjudizieren: Schon aus metrischen Gründen aber erscheint ἔστιν bei Parmenides an den in Betracht kommenden Stellen mit Akzent auf ἔστ. .; es muß also die Bedeutung 2) und 3) nach Fränkel (s. oben) vorgelegen haben.¹³ Gerade die Möglichkeit aber, daß in Verbindungen wie οὐκ ἔστιν μὴ εἶναι (frg. 2, 3) Bedeutung 3) (nach Fränkel, a. a. O.) eintreten konnte, macht solche Aussagen *nicht* zu Tautologien, wie Fränkel, m. E. zu Unrecht, befürchtet.

Man muß sich, die uferlose Literatur vor Augen, davor hüten, an dieses Seiende des Parmenides unangemessene Ansprüche zu stellen. Es sei deswegen gemäß dem frg. 8 in seinen wesentlichen Merkmalen hier nachgezeichnet (d. h. ohne Wiederholungen und Abwehr entgegenstehender Behauptungen): das Seiende ist ungeboren (ἀγέννητον), unvergänglich (ἀνώλεθρον), mit vollständigen Gliedern ausgestattet (οὐλομελές 4), unerschüttert (ἀτρεμές 4), ohne Ziel¹⁴ (ἀτέλεστον 4), es ist jetzt zusammen vorhanden, ganz, eines, zusammenhängend (νῦν ἔστιν ὁμοῦ πᾶν, ἔν, συνεχές 5f.), nicht teilbar (οὐδὲ διαιρητόν 22) und ganz gleichartig, homogen (πᾶν . . ὁμοῦον 22). Es ist nicht da stärker und da schwächer vorhanden (οὐδέτι τῆι μᾶλλον . . οὐδέτι χειρότερον 23f.), sondern alles ist gleichermaßen voll von Seiendem (πᾶν δ' ἔμπλεόν ἔστιν ἑόντος 24). Alles hängt zusammen (ἔσυνεχές πᾶν ἔστιν 25), Seiendes grenzt unmittelbar an Seiendes (ἑόν . . ἑόντι πελάζει 25), es ist unbeweglich (ἀκίνητον 26), fest (ἔμπεδον 30) und in Banden der Grenze (πεύρατος ἐν δεσμοῖσιν 31), denn Moira hält es als Ganzes Unbewegliches gebunden (Μοῖρ' ἐπέδησεν

¹¹ Der Verf. ist sich bewußt, hiermit ein äußerst umstrittenes Problem zu streifen, zu dem er hier unmöglich ausführlicher Stellung nehmen kann. Den besten ihm erreichbaren Überblick über die Problemlage gibt H. Gipper, Bausteine zur Sprachinhaltsforschung (Düsseldorf ²1969) 2. Kap. Besonders wertvoll dort die Übersetzung exemplarischer Ist-Aussagen in 18 indoeuropäische und nicht-indoeuropäische Sprachen (179-186). Der Unterschied der beiden Satzformen besteht übrigens darin, daß erste andeutungsweise noch ein fiktives Subjekt substituirt, zweite jedoch nicht.

¹² Parmenides über Sagen und Denken (= Museum Helveticum 34) (1977) 146.

¹³ Man kann durchaus mit Hölscher (Der Sinn von Sein in der älteren griechischen Philosophie [Heidelberg 1976] 25) der Überzeugung sein, daß „die Unterscheidung durch den Akzent . . eine Erfindung der neueren Grammatik“ ist; doch dürfte die Tätigkeit der Grammatiker wohl kaum in der Erfindung von Gesetzen bestanden haben, sondern eher in der Kodifikation bestehender.

¹⁴ So jedenfalls Diels-Kranz; die textkritische Problematik dieser Lesart bleibe hier unerörtert; ausführlich referiert findet sie der Leser bei Tarán, a. a. O. 93f.; neuerdings bei J. Barnes, a. a. O. 20 Anm. 74.

οὐλὸν ἀκίνητον τ' ἔμειναι 37). So gibt es eine letzte Grenze; es (das Seiende) ist von allen Seiten her begrenzt, vergleichbar der Masse einer wohlgerundeten Kugel, von der Mitte her überall gleich (πεύρας πύματον τετελειωμένον ἐστὶ πάντοθεν, εὐκύκλου σφαίρης ἐναλίγκιον ὄγκωι, μέσσοθεν ἰσοπαλὲς πάντη 42-44)¹⁵.

Diese Kennzeichnungen des Seienden sind denn doch zu plastisch, als daß man sie zu Metaphern für die Evidenz logischer Grundgesetze abschwächen dürfte, wie das, in mehreren Publikationen, E. Heitsch tut.¹⁶ Doch davon später! Ebenso bedenklich ist es andererseits aber auch, wegen der Plastizität dieser Seinsanschauung den Parmenides einfach zu einem Materialisten zu machen.¹⁷ Wo aber zwischen dem Logiker und dem Materialisten liegt nun wirklich der „wahre“ Parmenides?

Die Antwort liegt möglicherweise unter einer Deutung von frg. 8 Vers 53f. verborgen, die, soweit dem Verfasser bekannt, noch nicht erwogen worden ist.¹⁸ Sämtliche bisherigen Deutungsversuche, die mit dem Relativsatz τῶν μίαν οὐ χρεῶν ἐστὶν (8, 54) angestellt worden sind, betrachten das τῶν als genitivus partitivus, wogegen – zu Recht – eingewendet worden ist, daß eine solche Konstruktion ἐτέραν erfordern würde. Tarán, Schwabl folgend, faßt μίαν dann auf im Sinne von „a unity of which is not necessary (to name)“ (220), und betrachtet den Relativsatz als Teil der von der Göttin referierten Meinung der Sterblichen. Τῶν läßt sich jedoch auch anders verstehen, und zwar als ein Genitiv, der eine Zwischenform von genitivus objectivus und possessivus darstellt, so daß zu verstehen wäre: „... wofür¹⁹ man eine einzige nicht zu benennen brauche (oder benennen dürfe)²⁰“. Das Urteil πεπλανημένοι εἰσιν im gleichen Vers gälte dann der Fehlleistung der Sterblichen, daß sie etwas durch zwei Formen zu benennen festgesetzt haben, was in Wirklichkeit einförmig, oder zumindest nicht mit dem Zweiformenschema zu erfassen ist.²¹

¹⁵ Zum Verständnis dieses letzten Bildes vgl. J. Mansfeld, Σφαίρης ἐναλίγκιον ὄγκωι, Akten des XIV. Internationalen Kongresses f. Philosophie 1968, Bd. 5 (Wien 1970) 414-419.

¹⁶ Neben der oben Anm. 4 genannten Ausgabe: Gegenwart und Evidenz bei Parmenides. Aus der Problemgeschichte der Aequivokation (Wiesbaden 1970); Evidenz und Wahrscheinlichkeitsaussagen bei Parmenides, in: Hermes 102 (1974) 411-419; Logischer Zwang und die Anfänge der Beweistechnik, Dialog Schule-Wissenschaft, Klassische Sprachen und Literaturen Bd. IX (1975) 5-25; Parmenides, in: Gymnasium 84 (1977) 1-18. Von einem anderen Ansatz aus kommt zu einem ähnlichen Ergebnis J. Kłowski, Zur Entstehung der Begriffe Sein und Nichts, in: Archiv für Gesch. d. Philos. 49 (1967) 121-148, 225-254; Die Konstitution der Begriffe Sein und Nichts durch Parmenides, in: Kant-Studien 60 (1969) 404-416; Zum Entstehen der logischen Argumentation, in: Rhein. Mus. NF 113 (1970) 111-141; Parmenides' Grundlegung seiner Seinslehre, in: Rhein. Mus. NF 120 (1977) 97-138.

¹⁷ So J. Burnet, Early Greek Philosophy (London and Edinburgh 1892, ⁴1930) 194f.; zum Vertreter einer „Naiven Metaphysik der Dinge“ macht ihn neuerdings A.-P. D. Mourelatos, Heraclitus, Parmenides and the Naive Metaphysics of Things. Exegesis and Argument (Assen 1973) 16-48.

¹⁸ Tarán, a. a. O. 216-220 gibt einen Überblick über die bisherigen Bemühungen um die Stelle; den Grundgedanken seiner ausgewogenen eigenen Deutung übernimmt er weitgehend von H. Schwabl, Sein und Doxa bei Parmenides, in: Wiener Studien 66 (1953) bes. 51 f.

¹⁹ „wofür“ betont den Charakter des gen. obj. zweifellos zu stark, mußte aber zur Vermeidung von Doppeldeutigkeit („wovon“ würde wiederum „partitive“ Bedeutung zulassen!) gewählt werden. Es ist an eine Verwendung von μορφή zu denken, die ungefähr der von Aischylos, Prom. 210 entspricht: Πολλῶν ὀνομάτων μορφή μία.

²⁰ Es ist hier der Interpunktion Taráns der Vorzug gegeben worden, der hinter ὀνομάζειν ein Komma setzt anstatt des Semikolons von Diels/Kranz; daß der oblique Charakter des Relativsatzes τῶν μίαν... nicht strikt bewiesen werden kann, ist dem Verf. klar, ebenso, daß die Argumentation von einer präsumptiven Gesamtdeutung her nicht unbedenklich ist. Diese spricht allerdings deutlich für die vorgeschlagene Deutung der Stelle.

²¹ J. Barnes, a. a. O. 16 hat jüngst eine noch weitergehende Deutung der Stelle vorgeschlagen: „I prefer

Ist diese Deutung der Stelle richtig, dann besteht die Kritik des Parmenides (bzw. der Göttin) an der auf dem Gegensatz Licht-Nacht/Leicht-Schwer beruhenden Doxa darin, daß diese Doxa die *Einförmigkeit* dessen verfehlt, von dem man rechtens sagen kann ἔστιν. Nicht Licht und nicht Nacht, noch eine wie immer abgestufte Zusammensetzung aus beiden μορφαῖς machen εἶναι aus, sondern sozusagen das Seins-Kontinuum, von dem das an μορᾶς gebundene menschliche Denken und Sprechen nur abgeblendete Teilaspekte erfassen kann. Man mag einwenden, „Seins-Kontinuum“ sei ein Begriff, den Parmenides nicht kenne. Er ist jedoch bewußt gebildet als Kurzformel für das, was frg. 8, 3ff. *beschreibt*. Wo wir heute selbstverständlich zwischen Abstraktion, Subsumption, Disjunktion, geometrischer und arithmetischer Mittelbildung unterscheiden, mag es für Parmenides einfach eine Art „Mittleres Seiende“ gegeben haben, das man auch als (allerdings bereits gegliederte) Seins-Grundmasse verstehen könnte,²² vom anaximandrischen Apeiron durch seine räumliche Begrenztheit unterschieden, von der physikalischen Arché der Jonier durch seine Nichtidentität mit einem der „Elemente“. Gemeinsam mit beiden ist ihr die Reduktion auf ein gleichförmiges Einfaches, nur ist diese Reduktion viel konsequenter und radikaler: Parmenides' Arché ist nicht Wasser, nicht Luft, nicht Feuer, nicht das Apeiron, sie *ist* nur noch, und das ist das einzige, was sich von ihr sagen und denken läßt. Parmenides stellt sich diese Seins-Grundmasse als räumlich ausgedehnte *Kugel* vor, auf die die Bestimmungen des Frg. 8 zutreffen. Die Frage nach einem etwaigen Außerhalb verbietet sich für ihn schon deswegen, weil nicht Seiendes weder gedacht noch ausgesprochen werden kann.²³

Es gibt weder in den Fragmenten noch in den doxographischen Berichten auch nur den geringsten Hinweis, daß Parmenides sich des Hilfskonstruktions- und Hilfsvorstellungscharakters dieser Kugelvorstellung bewußt gewesen wäre und sie als bewußt eingeführtes *Bild* gebraucht hätte. Vielmehr muß ihm zugestanden werden, daß er die Problematik der räumlichen Vorstellung in ontologischen Erörterungen noch nicht erkannte.

Nimmt man diese räumliche Vorstellung des Seienden ganz „naiv“ ernst, d. h. unter völliger Nichtbeachtung ihrer notwendigen weiteren Ausdeutung, dann läßt sich auch eine weitere bislang nicht befriedigend erklärte Stelle einfacher aufhellen; es ist Frg. 8, Vers 35 f. Sie lauten (nach *Diels-Kranz*):

οὐ γὰρ ἄνευ τοῦ ἔόντος, ἐν ᾧ πεφατισμένον ἔστιν, εὐρήσεις τὸ νοεῖν.

Das problematische ἐν ᾧ ist schon von *Diels*²⁴ in dem Sinne verstanden worden, daß „Sein und Heissen und wahres Sein und wahrer Name identisch“ seien, und er übersetzte:

the reading which glosses τῶν μίαν οὐ χρεῶν ἔστιν by: 'Not one of which should they have set up for naming'." Dieser Übersetzung fügt Barnes die Paraphrase hinzu: "Mortals begin with two μορφαί: their error lies not in picking on *two* forms, but in picking on forms at all". (16) Bei allem Zweifel, ob Barnes' *Übersetzung* von τῶν μίαν richtig ist: die erklärende *Paraphrase* deckt sich nahezu völlig mit dem oben Dargelegten.

²² Die Möglichkeit eines solchen Verständnisses findet sich andeutungsweise schon bei K. Reinhardt, *Parmenides und die Geschichte der griechischen Philosophie* (Bonn 1916, Neudruck Frankfurt a. M. 1977) 253; vgl. dazu auch Bormann, a. a. O. 171-179; überzeugende Formulierung zuletzt bei J. Owens, a. a. O. 389 „a whole completely together in the present.“

²³ Der enge Zusammenhang zwischen Denkbarkeit und Aussprechbarkeit bei Parmenides ist von der Forschung mit zunehmender Deutlichkeit herausgearbeitet worden; zuerst bei E. Hoffmann, *Die Sprache und die archaische Logik* (Tübingen 1925), jüngst bei J. Jantzen, *Parmenides zum Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit* (München 1976), A. Graeser in dem oben Anm. 12 genannten Aufsatz und zuletzt T. Calvo, *Truth and Doxa in Parmenides*, in: *Archiv. f. Gesch. d. Philos.* 59 (1977) 245-260.

²⁴ H. Diels, *Parmenides, Lehrgedicht Griechisch und Deutsch* (Berlin 1897).

„...in dem sich jenes ausgesprochen findet“ (a. a. O. 39); Kranz verdeutlichte das noch: „...in dem es als Ausgesprochenes ist“. Zu diesem Verständnis, daß nämlich ἐν auf das Wort Sein oder Seiend zu beziehen sei, sind auch die neuesten Forschungen zurückgekehrt. *Tarán*²⁵, *Heitsch*²⁶ und zuletzt *Graeser*²⁷ äußern sich mit kleinen Modifikationen in eben diesem Sinne.

Indes, ist das ἐν ᾧτ nicht am einfachsten so zu verstehen, daß νοεῖν (und νόημα) sich eben *in demselben Raum* abspielen (befinden), der durch εἶναι ausgefüllt ist?

Einen Hinweis in dieser Richtung gibt Fragment 16. Dieses Fragment wirft nun allerdings sowohl wegen einiger textlicher und sprachlicher Details als auch wegen des Gesamtsinns erhebliche Probleme auf,²⁸ Einigkeit besteht jedoch weitgehend über das Grundgerüst des Gedankengangs: Da sich der Mensch *im* Kosmos befindet, stellen sich *in* ihm die gleichen Mischungsverhältnisse aus den Elementen Licht und Nacht ein, die auch im umgebenden Kosmos herrschen. Das gleiche Überwiegen (πλέον) des einen oder anderen Elements, das in dem umgebenden Kosmos gerade auftritt, ergibt sich dann auch für den Menschen; dies bewirkt dann die Empfindung bzw. Erkenntnis.²⁹ Das νοεῖν ist demnach aus dem Grunde dem ἐόν untrennbar verbunden, weil es buchstäblich *in demselben Raum* stattfindet, der durch das ἐόν ausgefüllt ist und *in dem* es περατισμένον ἔστιν. Bei aller Vorsicht, die angesichts der Quellenlage gegenüber voreiligen Parallelen zu orphischen Vorstellungen³⁰ geboten ist, wird man doch sicher sagen dürfen, daß Parmenides dem mythischen Vorstellen noch näher ist als dem streng abstrakten ontologischen Denken.

Damit ist indes die weitergehende Frage noch nicht geklärt, wo genauer der genuine Parmenides zwischen der materialistischen und der logischen Deutung einzuordnen ist. Um mit letzterer zu beginnen: *E. Heitsch* vertritt seit mehreren Jahren eine Deutung³¹ des Parmenides, gegen die Bedenken erhoben werden müssen. Für Heitsch ist ἔστιν ἢ οὐκ ἔστιν (frg. 8, 16) ein Modellsatz einer Alternative bei ausgeschlossenen Dritten im Sinne etwa von „Etwas ist rot oder es ist nicht rot“ (S. 79 der Textausgabe); ἀληθές soll aequivok „gegenwärtig“ und „evident“ meinen. An der entscheidenden Stelle heißt es bei Heitsch wörtlich: „Damit (d. h. mit der Annahme der Gleichung ἐόν = ἀληθές = gegenwärtig, d. Verf.) ist der Punkt erreicht, an dem die Möglichkeit, das Wort ‚Evidenz‘ in verschiedenem Sinne zu verwenden, zusammen mit der komplexen Bedeutung von εἶναι Parmenides einen Streich gespielt hat. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten ist evident im Sinne von einleuchtend, logisch zwingend. Das Gegenwärtige dagegen ist evident im Sinne von deutlich, sichtbar, zugänglich, unverborgten. Parmenides jedoch hat hier offensichtlich nicht zu differenzieren vermocht und ist daher der suggestiven Macht des einen Wortes erlegen. Hier liegt der Grund, weshalb bei Parmenides Logik und Ontologie in kaum entwirrbarer Weise verschmolzen sind, so daß noch alle Interpreten Schwierigkeiten hatten, das eine vom anderen zu sondern und so beides, den logischen und den ontologischen Aspekt seiner Gedanken, zur Geltung zu bringen.“ (a. a. O. 84) So „entdeckte Parmenides in seiner Grundalternative einen Ort, wo Evidenz für den Menschen möglich ist. Mit der Entdeckung

²⁵ A. a. O. mit umfangreichem Überblick über Gang und Stand der Forschung (123-128).

²⁶ Parmenides (Textausgabe) 123.

²⁷ A. a. O. 153f.

²⁸ Vgl. G. Vlastos, Parmenides' Theory of Knowledge, in: TAPhA LXXVII (1946) 66f. und Heitsch Ausgabe, 191-200 (dort die Übersetzung der doxographischen Texte!)

²⁹ Diese Doppelbedeutung von νοῦς und νοεῖν zeigt besonders anschaulich T. Calvo, a. a. O. 246f.

³⁰ Was allenfalls in diese Richtung weist, bietet die wenig beachtete Arbeit von J. Dörfler, Die Eleaten und die Orphiker (Freistadt/Oberösterreich 1911).

³¹ Siehe oben Anm. 16.

des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten erschließt er grundsätzlich das Gebiet der Logik.“ (ebd.)

Diese gewiß frappierende Zusammenfassung der logischen Parmenidesdeutung fordert zugleich auch Zweifel heraus: Ist es legitim, eine Unterscheidung zum Erklärungsprinzip eines Denkers zu machen, die dieser eben gerade *nicht* getroffen hat? Muß man nicht den „Streich“, den dem Parmenides „die komplexe Bedeutung von εἶναι gespielt“ hat, zunächst einmal ganz als Tatsache ohne Bewertung hinnehmen und sein Gedankengebäude eben *ohne* die besagte Unterscheidung zu rekonstruieren versuchen? Das würde heißen, daß man „den logischen und den ontologischen Aspekt seiner Gedanken“ eben in der „kaum entwirrbaren“ Verschmelzung belassen sollte. Es ist auch zu bezweifeln, daß Parmenides den berühmten Satz εἶσιν ἢ οὐκ εἶσιν (frg. 8, 16) als logisches Modell der Alternative verstanden hat. „Etwas ist rot oder es ist nicht rot.“ – Wer frg. 8, 16 zu einer solchen Prädikation erweitert, hat alle anderen „Seins“-Stellen in den Fragmenten gegen sich: frg. 2, 3 u. 5; 6, 1-3 u. 8; 7, 1; 8, 1-2, 8-9, 46. Überall dort ist *nicht* von der logischen Figur der Alternative, sondern ausschließlich vom Sein des Seienden und dem Nichtsein des Nichtseienden die Rede. Hintergrund dieser elementaren *ontologischen* Aussagen ist die überaus einfache und unabweisbare Beobachtung, daß man „Nichts“ weder denken noch sich vorstellen, noch aussprechen kann, oder positiv, daß Denken und Reden notwendig Denken und Reden *von etwas* ist. Kann das nicht der einfache Sinn auch von frg. 3 und 8, 34 sein?

Schließlich sind die Seins-Kennzeichnungen des frg. 8 von einer kaum zu verstehenden Ausführlichkeit und Plastizität, wenn sie *nur* Bilder für logische Gesetze sein sollen. Was sollten beispielsweise die Verse 8, 23-24, wenn es Parmenides tatsächlich nur um besagte bildhafte Darstellung gegangen wäre? Ein solches Verständnis des Seins bei Parmenides könnte nun in die Nähe der materialistischen oder positivistischen Deutung führen, wie sie im Gefolge von Burnet hauptsächlich in der angelsächsischen Forschung immer wieder versucht worden ist. Daß diese Konsequenz jedoch nicht zwingend ist, zeigt J. Owens.³² Owens kommt zu dem Schluß, daß das Sein des Parmenides, hält man es von allen späteren „encounters with the puzzling nature of being“ (a. a. O 394) frei, charakterisiert werden kann als „a whole completely together in the present“ (389), als ein Begriff „with content“ (380), dem noch nicht die Frage des 19. Jahrhunderts anhafte, „wether being is a predicate“ (394). Mit einem kurzen Überblick über die Seinsspekulation von Plotin bis Berkeley (ebd.) macht er schließlich deutlich, wie irreführend es ist, von diesen späteren Denkern zurück Parmenides zu interpretieren. Allerdings grenzt Owens die Frage nach dem Sein bei Parmenides nur negativ ein und läßt die Frage nach einer weiteren Interpretation offen. Zu Recht! Denn Parmenides *stellt* sich das Sein zweifellos gegenständlich-räumlich *vor*, versteht es aber mit Eigenschaften, die, ob er selbst es bemerkte oder nicht, Materialität letztlich ausschließen. In einem Alternativ-Raster Idealismus/Materialismus ist es demnach *nicht* zu erfassen. Es empfiehlt sich an dieser Stelle, sich an die Warnung T. Calvo's zu erinnern, daß für Parmenides' Deutung die Unterscheidung von „concept“ und „image“ ein Anachronismus sei.³³ Denn hier liegt möglicherweise letztlich der Grund für das Interpretationsdilemma: An Anschaulichem orientierte *Vorstellungen* entziehen sich einer weitergehenden *Definition*, damit auch weiterer begrifflicher Fixierung. Nach dem Zeugnis des Aristoteles aber diene sowohl dem Xenophanes (εἰς τὸν ὅλον οὐρανὸν ἀποβλέψας... , Met. A 5 986 b 24) als auch dem Parmenides (μᾶλλον βλέπων εἰοικέ που λέγειν Met. A 5 986 b 27-28) eine Anschauung als Ausgangspunkt, wobei Parmenides noch weitergehend (μᾶλλον)

³² Vgl. oben Anm. 8.

³³ In der oben Anm. 23 gen. Arbeit S. 250; ähnlich schon früher L. Stefanini, Essere e imagine in Parmenide, in: *Giornale critico della filosofia italiana* 31 (1952) 35-69.

„geschaut“ haben soll! Auf derselben Linie liegt Aristoteles' Kritik der platonischen μέθεξις an den εἶδη (übrigens ebenfalls ein „eidetischer“ Begriff!): κενολογεῖν sei das und μεταφορὰς λέγειν ποιητικὰς (Met A 9 991 a 20-22).

Augustinus hat – mit hoher Wahrscheinlichkeit als erster – das Problem zum Gegenstand eigener Reflexion gemacht! Im Eingang von Buch VII der *Confessiones* beschreibt und beklagt er seine Unfähigkeit, sich Nichtanschauliches vorzustellen und exemplifiziert dies an dem Begriff „Nichts“, der ihm, obgleich Inbegriff des Nichtanschaulichen, doch zu einem „tamquam spatiosum nihil“ (VII, 1, 1 Ende) geraten sei. Hier tut sich zwischen Ontologie, Erkenntnistheorie und Psychologie ein weites Feld auf, das zu bearbeiten nicht Aufgabe dieser Untersuchung sein kann. Nur sollte bedacht werden, daß auch heute noch kaum eine mit ontologischen Fragen beschäftigte Übung, Vorstellung oder Darstellung ohne veranschaulichende Schemata auskommt. Ist je geprüft worden, ob und gegebenenfalls inwiefern diese sekundären Hilfsmittel sich zu verselbständigen drohen und dann eine illegitime Nebenrolle spielen? Daß auch Heitsch nicht auf Anschauungshilfen wie „Sphäre“, „Ebene“, „Ort“, „Bereich“ verzichten kann, wird ihm nur vorwerfen, wer übersieht, daß selbst die reinste „formale“ Logik nicht auf einen letzten uneingestanden Rest von Anschauung verzichten kann. Um wieviel mehr muß dies einem dichtenden Philosophen des 5. vorchristlichen Jahrhunderts zugestanden werden!

Aktuelle Perspektiven der Philosophie Schellings

Von Manfred DURNER (München)

Schellings Philosophie hat in den letzten dreißig Jahren unzweifelhaft an Aktualität gewonnen, was allein schon die zahlreichen und zum Teil gewichtigen Publikationen in diesem Zeitabschnitt,¹ das begonnene Unternehmen einer historisch-kritischen Gesamtausgabe seiner Werke² sowie die zu seinem Gedenken veranstalteten Kongresse beweisen.³ Das Werk dieses Philosophen, das bis ins 20. Jahrhundert hinein zu einem großen Teil der Vergessenheit anheimgefallen war und von der Philosophiegeschichtsschreibung nur als vermittelndes Glied im klassischen Schema „Kant-Fichte-Hegel“ gewürdigt wurde, erfährt heute eine neue Beachtung und differenziertere Beurteilung, so daß geradezu von einer „Schelling-Renaissance“ gesprochen werden kann. Dieses wiedererwachte Interesse an der Philosophie Schellings ist nicht nur Resultat historischer Forschung – welche die durchaus

¹ Einen Überblick der neueren Literatur bieten H. J. Sandkühler, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (Stuttgart 1970); H. M. Baumgartner (Hg.), Schelling, Einführung in seine Philosophie (Freiburg/München 1975) 178–201; H. Zeltner, Schelling-Forschung seit 1954 (Darmstadt 1975).

² Im Jahre 1968 begannen an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften die Arbeiten zu einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Schellings. Band 1, enthaltend die Jugendschriften bis 1794, erschien 1975; Band 2 wurde soeben publiziert.

³ Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die Veranstaltung in Bad Ragaz 1954 und der vom Philosophischen Institut der Universität Zürich in Verbindung mit der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Zeit vom 26.–29. September 1979 veranstaltete Schelling-Kongreß in Zürich, an dem kompetente Fachwissenschaftler aus dem In- und Ausland teilnahmen. Die nachfolgenden Ausführungen basieren im wesentlichen auf den Referaten und Diskussionsbeiträgen des Züricher Kongresses.